

Mona Golabek *und* Lee Cohen

Die Pianistin von Wien

Eine Geschichte von Überleben, Liebe und Musik



Amalthea

Mona Golabek *und* Lee Cohen

Die Pianistin von Wien

Eine Geschichte von Überleben, Liebe und Musik

Aus dem amerikanischen Englisch
übersetzt von
Dieter Kuhaupt

Mit 22 Abbildungen



Amalthea
Verlag

Gefördert vom Zukunftsfonds der Republik Österreich

Zukunftsfonds
der Republik Österreich

Die Originalausgabe ist unter dem Titel *The Children of Willesden Lane. Beyond the Kindertransport: A Memoir of Music, Love, and Survival* erschienen bei Grand Central Publishing/Hachette Book Group, New York 2003.

© 2002 by Mona Golabek and Lee Cohen

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur
Thomas Schlück GmbH, D-30827 Garbsen.

Alle Abbildungen im Buch stammen aus dem
Privatarchiv der Autorin.

Besuchen Sie uns im Internet unter: amalthea.at

Für die deutschsprachige Ausgabe:

© 2017 by Amalthea Signum Verlag, Wien

Alle Rechte vorbehalten

Umschlaggestaltung: Elisabeth Pirker/OFFBEAT

Umschlagfoto: © IMAGNO/Österreichische Nationalbibliothek

Herstellung und Satz: VerlagsService Dietmar Schmitz GmbH, Heimstetten

Gesetzt aus der 11,25/14,7 pt Adobe Caslon Pro

Printed in the EU

ISBN 978-3-99050-090-3

eISBN 978-3-903083-70-7

Inhalt

VORBEMERKUNG DER AUTORIN

Kapitel 1

Kapitel 2

Kapitel 3

Kapitel 4

Kapitel 5

Kapitel 6

Kapitel 7

Kapitel 8

Kapitel 9

Kapitel 10

Kapitel 11

Kapitel 12

Kapitel 13

Kapitel 14

Kapitel 15

Kapitel 16

Kapitel 17

Kapitel 18

Kapitel 19

Kapitel 20

Kapitel 21

Kapitel 22

Kapitel 23

Kapitel 24

Kapitel 25

Kapitel 26
EPILOG
DANKSAGUNGEN

Meiner geliebten Mutter Lisa
- die Musik deiner Seele ist unsterblich -

Meiner geliebten Schwester Renée
- unser Vermächtnis und deine Liebe zu Gott
lebt weiter in unseren Kindern -

Frau Gesandten Waltraud Dennhardt-Herzog.
Diese Publikation wäre ohne dich nicht zustande
gekommen. Unsere tiefe Dankbarkeit für
deine Hilfe, »Lisel« heimzubringen.

VORBEMERKUNG DER AUTORIN

Vor Jahren, beim Einspielen für einen Auftritt mit dem Klavierkonzert von Grieg, musste ich zurückdenken an meine geliebte Mutter Lisa. Ich dachte an das letzte Mal, das ich für sie gespielt hatte.

Wie eine Löwin hatte meine Mutter gegen die Krankheit gekämpft, war nun aber schwach und gebrechlich. Wie gern hätte sie sich noch einmal an den Flügel im Wohnzimmer gesetzt und gespielt, aber sie schaffte es nicht mehr. Sie konnte mir nur noch zuschauen und zuhören, wenn ich spielte.

Als ich die ersten Töne anschluss, war ich wieder ihr Kind, ihre Schülerin, die sie am Klavier beobachtete und sie dieselben heroischen Passagen mit einer Leidenschaft und Intensität spielen hörte, die, wie ich wohl wusste, fast unnachahmlich waren. Meine Mutter hatte eine unglaubliche Odyssee hinter sich, und alles, was sie erlebt hatte, war in ihre Musik eingeflossen: ihre Kindheit bei liebevollen Eltern in Wien vor dem Zweiten Weltkrieg, ihre Flucht nach England auf einem der legendären »Kindertransporte«, ihr aufreibendes Klavierstudium in Krieg und Bombenhagel und schließlich das Kinderwohnheim, das alte Haus in der Willesden Lane Nr. 243 in einer Londoner Vorstadt, an dem sie hing, das Asyl, wo sie als halbwüchsiger Flüchtling, getrennt von ihrer Familie, gelebt hatte.

Ich beobachtete beim Spiel die Augen meiner Mutter und dachte daran, wie sehr ich meine Klavierstunden geliebt hatte. Es war mehr gewesen als Klavierunterricht – Lebensunterricht, ein Füllhorn von Geschichten aus dem Wohnheim und von den Menschen, die sie dort gekannt

hatte. Ihre Geschichten waren meine Folklore, bevölkert von einer freundlichen Mrs. Cohen, von einem geheimnisvollen Verehrer namens Aaron, der die Einleitung des Grieg-Konzerts als Erkennungsmelodie piff, und von einem Untergrund-Komitee, dem Gina, Günter und Paul angehörten. Als Zuhörerin am Klavier pflegte ich die Augen zu schließen und ihrer sanften Stimme zu lauschen. Dann sah ich die Welt und die Menschen, mit denen sie aufgewachsen war und die sie liebte.

Die meisten der Namen, denen der Leser in diesem Buch begegnet, sind die Namen von Freunden und Angehörigen Lisa Juras. Aarons Name ist geändert worden, weil hinter ihm mehrere Jungen stehen, die großen Einfluss auf das Leben meiner Mutter hatten. Auch Mr. Hardisty repräsentiert mehrere Mitarbeiter der Jewish Refugee Agency in Bloomsbury House, ferner ist der Name von Lisas Klavierlehrer in Wien geändert worden. Die erzählten Sachverhalte und Gespräche folgen den Erinnerungen meiner Mutter, wenn ich auch weiß, dass manche ihrer Geschichten sich im Rückblick etwas verwirrt haben. Wo es Gedächtnislücken gab, habe ich versucht, sie durch Recherchen aufzufüllen. Der Geist der Geschichte jedenfalls ist authentisch und stammt von ihr.

Als ich bei jenem letzten Mal die Finger von den Tasten nahm, nickte sie stumm und zustimmend, und ich trat an ihr Bett und setzte mich, so wie sie in meiner Kindheit sich an mein Bett gesetzt hatte. Am Ende hatte sie, glaube ich, ihren Frieden gefunden.

Meine Mutter war meine größte Lehrerin, und durch ihre Förderung sind meine Schwester Renée und ich Konzertpianistinnen geworden.

Ich weiß, dass Lisa Jura-Golabeks Geist weiterlebt, nicht nur durch mich, sondern durch alle, die sie berührt hat. Ihr Vermächtnis inspiriert meine Musik und mein Leben – tagtäglich, bis heute. Hier erzähle ich ihre Geschichte, in

der Hoffnung, sie möge etwas von dem zum Klingen bringen, was jeder in sich trägt: Leidenschaft und Musik.



Lisa Jura legte viel Wert auf ihr Äußeres. Eine Ewigkeit stand sie vor dem Spiegel und zupfte ihr dunkelrotes Haar zurecht, bis es topmodisch unter dem Wollhütchen hervorspitzte, das sie gerade im Geschäft für Gebrauchtmode gekauft hatte. Der Hut brauchte den perfekten schrägen Sitz ... ja, so. Genau so, wie sie es bei den Modellen in den Modemagazinen gesehen hatte.

Sie war entschlossen, reifer auszusehen, als sie es mit ihren vierzehn Jahren war. Sie fuhr zur Klavierstunde. Nichts war ihr wichtiger als das. Endlich wandte sie sich vom Spiegel ab und warf dem feschen jungen Mädchen, das sie darin erblickte, ein Lächeln zu.

Leise, um die Familie nicht zu stören, schloss sie die Wohnungstür, ging treppab durch das menschenvolle Mietshaus und trat aus dem düsteren grauen Gebäude hinaus aufs Trottoir der Franzensbrückenstraße im Herzen der Leopoldstadt, des jüdischen Hauptbezirks von Wien.

Wie an jedem Sonntag seit ihrem zehnten Lebensjahr bestieg Lisa die Trambahn und fuhr durch die Stadt zu Professor Lenz' Klavierschule. Sie liebte diese Fahrt quer durch Wien, das war eine Reise in ein anderes Jahrhundert, in eine Epoche prachtvoller Palais und funkelnder Ballsäle. Straße um Straße aus Marmor und Granit, Kolonnaden und Fassaden. Der Turm des Stephansdoms tanzte vorbei. »Alter Steffl« nannte der Vater die Kirche. Ein dummer Name, dachte Lisa. Er passte nicht zu diesem grandiosen Gotteshaus.

Als die Bahn den breiten Heumarkt hinunterfuhr, vorbei am Konzerthaus, schloss Lisa wie schon so oft die Augen

und stellte sich vor, sie säße reglos auf der Bühne des großen Saales am Flügel. Stille senkte sich über das Publikum. Vor Lisa schimmerten die Tasten aus Ebenholz und Elfenbein. Innerlich hörte sie die Einleitung des heroischen Klavierkonzerts von Grieg, den anschwellenden Paukenwirbel, der ihrem Einsatz voranging. Kerzengerade nahm sie die elegante Pose ein, die ihre Mutter sie gelehrt hatte, und als die Spannung fast ins Unerträgliche gewachsen war, holte sie Atem und schlug an. Sie spürte die Erregung der Zuhörer und fühlte ihr Herz im Takt mit den ihren schlagen. Die Seligkeit, die Musik in sich zu hören, war so stark, dass das Gerassel der Fahrt und der Straßenlärm Lisa nicht mehr störten. Als sie endlich die Augen aufschlug, bog die Bahn gerade in die Ringstraße ein, den baumbestandenen Prachtboulevard, an dem die Staatsoper steht. Staunend blickte Lisa aus dem Fenster und wartete darauf, dass der Fahrer ihre Haltestelle ausrief. Dies war das Wien Mozarts, Beethovens, Schuberts, Mahlers und Strauss', der größten Komponisten aller Zeiten. So viel hatte Lisas Mutter ihr von ihnen erzählt, und sie hatte sich insgeheim geschworen, ihren hohen Vorgaben nachzueifern. Sie hörte ihre Musik im Marmor der Bauten, im Pflaster der Straßen. Sie waren hier. Sie lauschten.

Mit dröhnender Stimme rief der Fahrer ihre Haltestelle aus: »Mahlerstraße«. Bald schon würde sie »Meistersingerstraße« heißen. Dass eine so schöne Straße nach einem Juden benannt war, duldeten die Nazis nicht mehr. Wut stieg in Lisa auf, wenn sie daran dachte, jedoch sie beherrschte sich. Aufgeregtheit schadete nur ihrer Musik. Sie zwang sich, an die bevorstehende Stunde zu denken. Sie wusste nur zu gut, dass, saß sie einmal am Klavier, die Welt um sie herum versinken würde.

Trotz der frühen Stunde summten die mit Cafés gesäumten Straßen schon wie ein Bienenstock.

Walzerklänge der »Blauen Donau«, gemischt mit swingendem Dixieland-Jazz, ließen Lisa wieder lächeln. Der Duft von frischem Apfelstrudel weckte Sehnsucht nach dem Rezept ihrer Mutter – sie buk den besten Strudel von Wien! In den Kaffeehäusern nippten gut gekleidete junge Männer und Frauen, die in lebhaftes Gespräche vertieft waren, an ihren Tassen. Lisa sah in ihnen Komponisten, Künstler, Dichter, die leidenschaftlich ihre neuen Werke verteidigten. Wie sie sich danach sehnte, zu ihnen zu gehören, in schicker Garderobe über Beethoven und Mozart zu sprechen – in der glanzvollen Kaffeehausgesellschaft zu verkehren. Eines Tages, nach ihrem musikalischen Debüt, würden diese Straßen, diese Cafés ihr gehören.

Kurz vor dem Ziel stockte Lisas Schritt. Am Eingang des großen Hauses, das die Klavierschule von Professor Lenz beherbergte, stand, hochgewachsen und emotionslos, ein deutscher Soldat. Hart spiegelte sich die Sonne auf dem Karabiner, den er an seine braune Uniform drückte. Seit vier Jahren kam Lisa hierher, doch dies war das erste Mal, dass hier jemand Wache stand. Es hätte sie nicht überraschen sollen. Naziposten wurden zu einem zunehmend bedrohlichen Anblick auf den Straßen von Wien.

»Was wollen Sie hier?«, fragte der Posten kalt.

»Ich habe eine Klavierstunde«, erwiderte sie und versuchte, sich von der gebieterischen Erscheinung und der Schusswaffe des Soldaten nicht einschüchtern zu lassen.

»Der Professor wird schon warten«, fügte sie laut und klar hinzu, wie um ihre Angst zu übertönen. Der Soldat blinzelte zum ersten Stock empor. Dort hinter dem Fenster stand eine Gestalt und winkte dem Mädchen heraufzukommen. Widerstrebend senkte der Soldat die Waffe, gab die Tür frei und ließ Lisa eintreten.

»Kommen Sie herein, Fräulein Jura«, sagte der Professor und begrüßte Lisa mit dem gewohnt lebenswürdigen Händedruck. Vorbei an einer Beethovenbüste, die Sprünge hatte, und einem Regal mit gestapelten gelben Notenheften geleitete sie Lenz ins Unterrichtszimmer. Lisa sog den Duft seines Pfeifentabaks ein. Bilder und Gerüche, die sie liebte und die zu einer freundlichen Begrüßung geworden waren – zu einem Zeichen, dass sie in der kommenden Stunde alles hinter sich lassen und mit der Musik verschmelzen würde.

In der Mitte des Raums stand der imposante Blüthner-Flügel des Professors. Er war hochglanzpoliert und hatte gedrechselte Beine. An der Wand hing eine Kostbarkeit – ein Foto von Franz Liszt im Alter, der von mehreren Klavierschülern umgeben war, unter ihnen der Lehrer des Professors. Er rühmte sich, in seiner Klavierpädagogik die Tradition des Meisters fortzuführen, und das Bild zeigte eine abgegriffene Stelle, auf die er wohl oft mit dem Finger gedeutet hatte.

Wie üblich wurden nur wenige Worte gewechselt. Lisa legte die Noten für Beethovens Mondscheinsonate aufs Pult und setzte sich auf den abgewetzten Klavierstuhl. Sie schraubte ihn höher, so dass er ihrer Körpergröße entsprach.

»Nun, Fräulein Jura, war es schwer?«, fragte der Professor.

»Es war kinderleicht«, lächelte sie schelmisch.

»Dann erwarte ich höchste Perfektion«, lächelte er zurück.

Lisa begann mit der leisen Einleitung in cis-Moll. Der Professor beugte sich auf seinem Stuhl vor und verfolgte ihr Spiel in seinem Notenheft. Als über den einfachen Arpeggien das dunkelelegische Thema ertönte, blickte Lisa aus den Augenwinkeln auf ihren Lehrer, um zu sehen, wie er reagierte. Sie hoffte auf ein Lächeln. Schließlich hatte

sie den komplizierten ersten Satz in nur einer Woche auswendig gelernt und ihren Lehrer oft sagen gehört, sie sei seine beste Schülerin. Doch er schwieg und lauschte mit stirnrunzelnder Konzentration. Sie führte diesen Gesichtsausdruck häufig auf Trauer darüber zurück, dass er selbst nicht mehr spielen konnte: Arthritis hatte seine Finger versteift, sodass er die richtigen Spieltechniken nicht mehr selber demonstrieren konnte. Welche Grausamkeit des Schicksals gegenüber einem Pianisten, dachte sie. Dass sie selbst vielleicht einmal nicht mehr würde spielen können – nicht auszudenken.

Als Lehrmaterial ließ Professor Lenz oft Schallplatten für Lisa auf seinem Grammophon laufen. Horowitz, der Rachmaninow spielte, weckte seine staunende Bewunderung, doch am höchsten schätzte er Myra Hess' lyrisch-gesangliche Beethoven-Interpretation.

»Hören Sie nur den Ton ihres Legatospiels«, pflegte der Lehrer mit einem Seufzer zu sagen.

Lisa lauschte, lauschte und lauschte. Den größten Teil der Stunde spielte sie, ohne dass sie unterbrochen wurde. Schweigend saß der Professor dabei und machte nur hin und wieder mit der Hand ein Akzentzeichen. Schließlich ließ er sein Notenheft sinken und hörte nur noch zu. Sie blickte ihn an und sah Niedergeschlagenheit in seinen Augen. Spielte sie so schlecht? Am Ende ihres Vortrags machte Lenz dazu keine Bemerkung. Lisa ging an ihr übliches Technikprogramm, ihre Tonleitern, und wartete eingeschüchtert auf sein Urteil. Abwesend kratzte der Professor den Kopf seiner Pfeife über dem Aschenbecher aus.

»Darf ich für nächste Woche das Allegretto einüben?«, fragte sie. Sie liebte den zweiten Satz und brannte darauf, dem Lehrer zu zeigen, wie sich ihr Legatospiel verbessert hatte. Er sah sie lange an, und schließlich sprach er es aus, Verlegenheit und Beschämung im Blick: »Es tut mir leid,

Fräulein Jura, aber ich muss Ihnen mitteilen, dass ich Sie in Zukunft nicht mehr unterrichten darf.«

Lisa saß regungslos und wie vom Donner gerührt. Der Professor ging ans Fenster und zog die Gardine auf. Er starrte hinab auf die Menschen auf der Straße. »Es gibt fürchterliche neue Vorschriften, was die Juden angeht«, sagte er langsam, »es ist jetzt ein Verbrechen, ein jüdisches Kind zu unterrichten.« Er murmelte etwas in seinen Bart und fügte verzweifelt hinzu: »Kann man sich das vorstellen?«

Lisa fühlte Tränen in die Augen steigen.

»Ich gehe fort von hier«, sagte er leise, »es tut mir so leid.«

Er trat zum Flügel, nahm ihre schlanken jungen Hände in die seinen und drückte sie. »Sie sind außerordentlich begabt, Lisa. Vergessen Sie das nie.«

Durch ihre Tränen sah sie den Professor ein Goldkettchen hochheben, das auf dem Flügel lag. Daran hing ein kleines Amulett in Form eines Klaviers.

»Es ist nicht viel, aber nehmen Sie es bitte mit als Andenken an unsere gemeinsamen Musikerlebnisse«, sagte er leise und legte ihr die Kette mit zitternden Fingern um den Hals. Durch ihre Tränen starrte Lisa auf die Notenstapel, auf das Lisztbild an der Wand und versuchte, sich alles genau einzuprägen. Sie hatte Angst, dass sie das alles vielleicht nie wiedersehen würde. Um Haltung ringend, dankte sie dem Professor und suchte ihre Sachen zusammen. Dann wandte sie sich um und lief hinaus.

Kalter Wind ließ Lisas schlanken Körper frösteln, während sie auf die Straßenbahn wartete. Sie zog ihren Mantel enger um sich. Überall, wohin man blickte, die Braunhemden der SA. Starrten sie sie alle an? Erhobenen Hauptes ging sie auf die herankommende Bahn zu, stieg ein und packte die Haltestange fest mit ihren

Wollhandschuhen. Sie blickte dem verschwindenden Gebäude nach und versuchte, sich das Muster seiner facettierten Glasfenster, die Größe des Portikus und den Glanz des bronzenen Türgriffs einzuprägen, der von Tausenden Händen blank geputzt war. Traurig winkte ihr der Professor aus seinem Fenster zu, dann verschwand er.

Wieso hatten die Deutschen jetzt auch in Österreich so viel Macht, wieso tanzten sie den Österreichern auf der Nase herum? Und wieso ließen die es sich gefallen? Es musste eine Antwort geben – irgendwer musste daran schuld sein. Mitleidige Blicke der anderen Fahrgäste streiften sie. Rasch riss sie sich den Hut vom Kopf und hielt ihn sich vor das Gesicht, da ihr klar wurde, dass sie seit Verlassen der Klavierstunde geweint hatte. Diesen schrecklichen Menschen wollte sie nicht die Genugtuung geben, das zu sehen.

Endlos zog die Fahrt sich hin. Ihr Zauber war verflogen. Lisa konnte es nicht erwarten, wieder in der Franzensbrückenstraße zu sein, wo jedermann sie kannte – das kleine Mädchen, das Klavier spielte. Zuerst hatte man hinter vorgehaltener Hand über ihre Mutter Malka getratscht, als sie in Herrn Minskys Gebrauchtwarengeschäft das teure Klavier erworben hatte. Wie konnten die Juras sich das leisten? Eine extravagante Anschaffung in diesen knappen Zeiten. Fünf Jahre später waren die Klatschmäuler verstummt. Malkas Tochter war etwas Besonderes. Sie war begabt. Man hörte sie im Fleischerladen, man hörte sie in der Bäckerei – überallhin wehte der Klang der Musik. Die Straße selbst erschien in einem freundlicheren Licht, wenn die Kleine spielte. Schon sprach man von ihr als einem Wunderkind. Manchmal spielte Lisa so laut, dass die hämmernden Oktaven das Klappern der Mülltonnen übertönten und sich in den allgemeinen Lärm des Mietshauses mischten. Wenn sie leise spielte, traten alte Ehepaare ans Fenster und ließen

ihre Hausarbeit liegen. Melodien von Schubert und Mozart schwebten die Treppen hinab, in Wohnungen hinein und aus Wohnungen heraus. Sie verzauberten das ganze Viertel.

Die Musik riss die Fantasie des frühreifen Mädchens mit sich fort. Spielte sie die ersten Takte eines Straußwalzers, sah sie sich im Ballkleid aus Atlasseide, die Hand hoch erhoben, von einem Grafen oder Marquis zum Tanz geführt. Die Schar der eleganten Ballgäste wich auseinander, als sie die Tanzfläche betrat. Von klein an hatte Malka durch Geschichten, die sie ihr erzählt, und Bilder, die sie ihr gezeigt hatte, ihre Tochter dazu erzogen, in der Musik aufzugehen. Musik wurde Lisas ganze Welt. Sie wurde zu einem Zufluchtsort vor den dunklen Straßen, den schäbigen Wohnungen, den Ladengeschäften und Märkten, mit einem Wort der Heimat von Wiens Juden der Arbeiterklasse. Und jetzt wurde sie vor allem zu einem: zu einem Zufluchtsort vor den Nazis.

Mit untypisch langsamem Schritt ging Lisa auf das Haus in der Franzensbrückenstraße Nr. 13 zu, die Schuhe kaum noch vom Boden hebend, die aufrechte Gestalt gebeugt. Im Wohnzimmer warf sie ihre Noten auf die Bank, mit einer Geste, die ihre Mutter aufschrecken ließ.

»Was ist los, Lisele? Was hast du?« Malka nahm ihre Tochter in den Arm und streichelte ihr das Haar. Lisa schluchzte. Malka ahnte den Grund. »Ist es der Professor?«

Lisa nickte.

»Keine Sorge, ich habe dich früher unterrichtet. Ich unterrichte dich wieder.« Lisa versuchte zu lächeln. Sie wussten beide, dass Lisas Fähigkeiten die der Mutter längst weit überstiegen.

»Spielen wir doch jetzt etwas. Fangen wir den Tag ganz von vorne an.«

»Ich kann jetzt nicht spielen, Mama. Ich bin zu durcheinander.«

»Hast du alles vergessen, was ich dir beigebracht habe? Lisa, gerade in Zeiten wie diesen ist Musik besonders wichtig.«

Malka ging zum Schrank und zog die Préludes von Chopin hervor. Sie schlug das Heft bei Nr. 4 in e-Moll auf und setzte sich ans Klavier.

»Ich spiele die Rechte, du die Linke«, beharrte sie.

»Ich kann nicht.«

»Spiel, was dein Herz dir eingibt.«

Lisa setzte sich neben sie und schlug die treibenden, absteigenden Akkorde der Begleitung im Vierviertelrhythmus an. Als sie die linke Hand beherrschte, löste sie die Mutter ab und ließ nun beides zusammenfließen: die klagende Melodie des Diskants mit den dunklen Akkorden im Bass. Am Schluss mündete die Melodie in eine Frage und lief aus in einen verhauchenden e-Moll-Akkord. Draußen im Hof setzte eine alte Frau die schwere Einkaufstasche ab, lehnte sich an die Mauer und hörte gespannt zu.

Nach dem letzten Takt Chopin ging Lisa auf ihr Zimmer, legte sich aufs Bett und weinte so leise wie möglich in die Kissen. Wenige Minuten später spürte sie eine warme Hand auf der Schulter, die sie leise streichelte. Es war ihre ältere Schwester Rosie. »Nicht weinen, Lisa«, bat sie, »komm, ich zeig dir was.«

Lisa drehte sich um und blickte auf zu der schick gekleideten Zwanzigjährigen. Sie freute sich immer, wenn ihre ältere Schwester einmal Zeit für sie erübrigte, steckte sie neuerdings doch die meiste Zeit mit ihrem Verlobten Leo Schwartz zusammen.

»Weinen hilft nicht, Lisa. Lass mich dir etwas zeigen, das ich gerade gelernt habe. Komm!«, drängte Rosie und fasste Lisa an der Hand.

Im Schlepptau ihrer Schwester stolperte Lisa ins Bad und erblickte im Spiegel ihr tränenüberströmtes Gesicht. Rosie leerte eine Tasche aus und schüttete jede Menge Kosmetika auf den Badezimmertisch.

»Ich zeige dir eine neue Art, die Lippen zu schminken. Hinterher siehst du wie Marlene Dietrich aus.«

Wie schon so oft trug Rosie sorgfältig Lippen- und Augen-Make-up auf Lisas Gesicht auf.

»Siehst du? Ein kleines bisschen über die Lippengrenze hinaus.«

Ihre Schwester sollte sich auskennen, dachte Lisa. Vor zwei Jahren war sie Zweite im Miss-Wien-Wettbewerb geworden, an dem sie damals als Nichtarierin noch hatte teilnehmen dürfen. Unvermittelt platzte die zwölfjährige Sonia herein.

»Was macht ihr beiden denn hier?«

»Schau dir Lisa an. Sieht sie nicht wie ein Filmstar aus?«

Aufgeregt beäugte Lisa ihr neues Gesicht im Spiegel. So wirkte sie fünf Jahre älter! Da näherten sich Schritte, und alle erstarrten.

»Rasch! Mama kommt!«

Im oft geübten Notmanöver schrubbte Lisa sich mit Seife und Wasser das Gesicht, während Rosie rasch die Kosmetika verschwinden ließ. Die kleine Sonia schaute zu und kicherte. Schützend legte Rosie den Arm um Lisa, und einen Augenblick lang waren die Sorgen mit Professor Lenz vergessen. Dann fassten sich die drei Schwestern an der Hand und gingen hinaus, um ihrer Mutter zu begegnen.



Lisa!«, rief Malka aus der Küche. »Geh zum Fenster, schau nach Vater.«

Zögernd stand Lisa vom Klavierhocker auf, ging ans Fenster und blickte aus dem ersten Stock auf den kopfsteingepflasterten Hof hinab.

»Siehst du ihn?«

»Nein, Mama, noch nicht.« Der Novemberwind blies kalt. Die Straßenlaternen rasselten. Der Winter kam. Chanukka stand vor der Tür, das Lichterfest, Lisas Favorit unter den Jahresfesten.

»Ist er noch nicht da?«

»Nein, nichts zu sehen!«

»Wo bleibt er denn?« Malka begann in der Küche lautstark mit den Pfannen zu scheppern. Das war ihre Art, Dampf abzulassen.

»Schlag nichts kaputt, Mutter«, lachte Lisa.

Ein weiteres Scheppern antwortete. »Also gut, hole deine Schwestern. Dann fangen wir ohne ihn an.«

Lisa wusste, weshalb ihr Vater oft so spät kam. Die »Zockerei« war es, die Mutter so in Zorn versetzte. Im Lagerraum der Fleischerei von Herrn Rothbard pflegte Vater sich mit Männern aus der Nachbarschaft zum Kartenspielen zu treffen. Lisa hatte keinen Schimmer vom Kartenspielen, wusste aber, es musste etwas Schlimmes sein, weil es Mutter so in Wut versetzte.

Abraham Jura hatte sich immer als den besten Schneider von Wien bezeichnet. Lisas Vater war ein stolzer, eleganter Mann, der gestärkte weiße Hemden mit hohem Kragen

trug. Seine Kundschaft setzte sich aus Juden und Nichtjuden gleichermaßen zusammen. Aus der ganzen Stadt kamen sie und ließen Maßanzüge bei ihm schneidern. Jetzt aber gab es kaum noch etwas zu tun. Nur noch selten ließen sich seine Stammkunden bei ihm blicken. Nichtjuden durften bei Juden nicht mehr kaufen. An seinem Laden hing nun ein Schild: *Jüdisches Geschäft*.

Nachts hörte man manchmal erregte Stimmen aus dem Schlafzimmer der Eltern. Es ging um die Finanzen, so viel verstand Lisa, und ihr Vater schien in diesen Tagen auf fast alle Menschen zornig zu sein. Das traute familiäre Abendessen, die Umarmungen, wenn Vater von der Arbeit heimkam: Das alles gab es nicht mehr. Bedrückt musterte Lisa die knitterigen Anzüge und die ausgefransten Manschetten ihres Vaters. An seinen Knöpfen herumnestelnd, runzelte sie die Stirn. »Papa, ich nähe dir die Knöpfe wieder fest. Offenbar hast du vergessen, wie man das macht«, scherzte sie. »Wer geht noch zu einem Schneider, dem die Knöpfe locker sitzen?« Traurig blickte der Vater sie dann an und schwieg. An solchen Tagen, wenn sie begriff, wie sich ihr Vater vor ihren Augen veränderte, flüchtete sie ans Klavier und in ihre Fantasien.

Mit oder ohne Abraham, Malka zündete die Sabbatkerzen an. Es war Freitagabend, Sonnenuntergang, Beginn des Sabbats. In den silbernen Kerzenständern, die sie ihrerseits von ihrer Mutter geerbt hatte, entzündete sie zwei schlanke Wachskerzen und wandte sich ihrer jüngsten Tochter zu: »Sonia, warum sagst du uns nicht, was sie bedeuten.«

»Die eine Kerze ist für den Herrn, der Himmel und Erde geschaffen hat und am siebenten Tag ruhte«, antwortete Sonia stolz.

»Und die zweite Kerze, Lisa?«

»Die zweite zünden wir an, weil wir den Sabbattag begehen und ihn heilighalten.«

Noch weitere vier Kerzen steckte Malka an, je eine für ihre drei Töchter und eine für ihre Mutter Briendla in Polen. Warmes Licht erfüllte den Raum. Im ganzen Stadtbezirk schimmerte ähnlicher Glanz in Wohn- und Esszimmern. Traditionell wurden am Sabbatabend Speisen an Bedürftige ausgeteilt: Eine Stunde vor Sonnenuntergang sammelten sich Menschen im Hausflur. Einige in abgerissener Kleidung und mit zerzaustem Haar, andere, die nur eine vorübergehende Notzeit durchmachten und sorgfältig geflickte Sachen trugen. Immer wieder andere Gesichter, bis auf eines – das eines alten Mannes mit struppig weißem Bart. Er war der Favorit der Mädchen, weil er ihnen jede Woche eine Geschichte erzählte. An diesem Abend kam Malka ohne das übliche Tablett mit koscheren heißen Speisen in den Flur. Traurig verkündete sie: »Ich fürchte, heute Abend haben wir leider nichts zu verteilen.«

Lisa stand wie vor den Kopf geschlagen. Sie sah die Hungrigen fortschlurfen und sah den Kummer in den Augen der Mutter. Nur der alte Geschichtenerzähler war zurückgeblieben und starrte auf die Mesusa, das Segenszeichen, das an der Tür hing. Nach einem langen, qualvollen Augenblick wandte er sich an Malka: »Gott wird Sie segnen für Ihre Großherzigkeit bisher.«

Die Mädchen gingen in die Wohnung zurück, setzten sich zur Mutter und begannen, ohne den Vater zu essen. Als sie fertig waren, räumten sie ab und sahen zu, wie sie den großen Mahagonischaukelstuhl zum Fenster rückte. Langsam schaukelte Malka vor und zurück, ihre Gebete murmelnd, die Augen auf die Straße gerichtet.

Lauter Lärm schreckte Lisa und Sonia aus dem Schlaf – nicht das übliche Stimmengewirr, das die späte Heimkunft

des Vaters oft begleitete, sondern bedrohliches Gebrüll, das sich näherte. Bademäntel überwerfend, eilten sie ins Schlafzimmer der Eltern. Es war leer, deshalb stürzten sie zum Wohnzimmerfenster und sahen, dass brandrote Helle die Nacht erleuchtete. Johlende Stimmen, dazu das Klirren zersplitternden Glases, anschwellend in einem schrecklichen Crescendo. Braunhemden rannten die Straße hinunter wie eine Räuberbande, warfen Steine in Fenster, fuchtelten drohend mit Knüppeln. Lisa fragte sich, ob sie betrunken waren. Durften Soldaten denn trinken? Trotz der späten Stunde rannten Dutzende von Nachbarn auf die Straße. Lisa sah Herrn Mendelsohn, den Drogisten, aus seiner Tür stürzen und beobachtete fassungslos, wie zwei SA-Leute ihn hochhoben und in das Schaufenster seiner Apotheke warfen. Sie hörte seine Schmerzensschreie, riss Sonia vom Fenster zurück und zog sie in das Schlafzimmer, das sie teilten. »Rasch unters Bett und bleib da«, rief Lisa. Sonia blickte flehend auf. »Unter das Bett!«, befahl Lisa und rannte in den Flur, um ihre Mutter zu suchen.

»Lisa!« Ein Schrei ertönte von der Treppe. Sie eilte hinunter und fand ihre Mutter, den Kopf des Vaters im Schoß haltend. Sein Gesicht war blutüberströmt, seine Kleider zerrissen.

»Es ist nur eine kleine Platzwunde, Lisa, keine Angst«, sagte der Vater, als er Lisas entsetzten Gesichtsausdruck sah. »Bei dir alles in Ordnung? Wo sind Sonia und Rosie?«

»Sonia habe ich unters Bett gesteckt. Rosie hat doch gesagt, sie wollte weg zu Leo, weißt du noch? Lass mich dir helfen mit Papa.«

Sie nahm den einen Ellbogen, Mutter den anderen. Untergehakt führten sie Abraham langsam treppauf. Als sie noch einmal einen Blick durch die Haustür warf, sah Lisa, wie Dutzende von Menschen durch die Straße getrieben und geprügelt wurden.

Malka und Abraham hatten ein wunderschönes Bett aus hochglanzpoliertem Kirschbaum. Das Bett betrachtete Malka als ihren kostbarsten Besitz. Nie durften sich die Kinder auf die glatten weißen Atlasdecken setzen, die Malkas Großmutter gehört hatten. Jetzt, da sie Abraham aufs Bett gehoben hatten, säuberte Malka seine Wunden mit einem warmen Tuch und achtete nicht auf die Blutflecken, die auf das Bettzeug fielen. Behutsam pflückte Lisa Glasscherben aus den Falten seiner Kleidung, während ihr Vater die Schema rezitierte, das alte Gebet des jüdischen Volkes: »*Shema Yisrael, Adonai Eloheinu, Adonai Echad*«, »Höre Israel! Der Herr, dein Gott, der Herr ist Einer!« Endlich beruhigte er sich und begann zu erzählen.

»Gerade war ich bei Rothbard aus der Tür, da sah ich sie. Ich wusste, etwas war im Busch. Sie marschierten nicht mehr. Sie waren ein Pöbelhaufen. Sie wechselten sich ab beim Fenstereinschlagen, zuerst die Schaufenster, als ob es ihnen Spaß machte – sie berauschten sich an dem Krach. Dann schrieben sie mit Farbe hässliche Wörter.«

»Was für Wörter, Papa?«

»Schhh«, sagte Malka, »das müssen wir nicht wissen.«

»Ihr werdet sie früh genug zu sehen kriegen: ›Juden‹, ›Judenschweine‹, ›Bringt die Juden um!‹ Einer hat eine Benzinflasche in ein Haus geworfen.« Lisa gefror das Blut bei den Worten ihres Vaters. Malka wischte die letzten Blutspuren von Abrahams Gesicht. »Psst, Schluss jetzt. Du musst jetzt etwas Suppe essen.« Aber Abraham berichtete weiter: »Ich habe gesehen, wie sie Leute aus den Häusern gezerzt haben. Sie haben ihre Habe genommen und verbrannt. Kinder, die auf die Straße gelaufen sind, haben sie einfach zu Boden geworfen. Gut, dass ihr in der Wohnung geblieben seid.«

»Erzähl uns nichts mehr, Papa.«

»Aber ihr müsst doch erfahren, was ich gesehen habe! Als ich an der Synagoge vorbeigelaufen bin, haben sie den

Schrein auf die Straße gezerrt und die Thorarollen herausgerissen. Sie haben sie auf die Straße geworfen und angezündet. Die Thora! Auf der Straße! In Flammen!«

Er hielt inne und schöpfte Luft: »Und keine Feuerwehrsirenen. Sie wollten offenbar, dass alles verbrennt.«

»Ich mache das Radio an, Papa. Vielleicht gibt es Sondermeldungen.« Lisa rannte ins Wohnzimmer und drehte an dem großen Wählknopf des Rundfunkapparats. Ein Strom deutscher Marschmusik erklang. Abraham kam ins Zimmer, barfuß, vorsichtig, um nicht in Glasscherben zu treten, und stellte das Radio ab.

Neue Schreie ertönten vom Fenster. Sie rannten hin und sahen aus dem Eckhaus Flammen schlagen. Nachbarn bildeten schon eine Eimerkette. Männer mit Kübeln kamen die Straße heruntergerannt.

»Malka, ich brauche meine Schuhe!«

Schweigend ging Lisas Mutter ins Schlafzimmer und brachte ihrem Mann die schweren Straßenschuhe. Er schnürte sie in Sekunden und rannte die Treppe hinunter um zu helfen. Verängstigt starrte die Familie aus dem Fenster. Immer weitere Brandherde nährten den Feuerschein. Bücher und Hausrat wurden in die Glut geworfen. Plötzlich packten mehrere Braunhemden die Männer aus der Eimerkette und zerrten sie auf die Straße. Starr vor Grauen sah Lisa, wie ihr Vater gezwungen wurde, sich nackt auszuziehen, hinzuknien und das schmutzige Pflaster zu schrubben. »Schweine! Judenschweine!«, schrien die Soldaten der SA und versetzten ihnen Fußtritte, wenn sie sich nicht schnell genug bewegten. Malka konnte die Schande nicht mehr ertragen. Sie nahm ihre beiden Mädchen bei der Hand und führte sie ins Schlafzimmer. Schweigend warteten sie, bis diese schreckliche Nacht zu Ende ging.



Bald gab es auch Ausgangssperren. Juden durften nachts nicht mehr auf die Straße. Sie durften nicht mehr ins Kino, nicht mehr ins Konzert, kaum noch an die Öffentlichkeit. Immer drakonischer wurde der Nazi-Terror. Die Attacken auf Ladengeschäfte und Wohnhäuser setzten sich fort, die Prügelangriffe auf der Straße wurden zum gewohnten Anblick. SA-Leute brachen in Häuser ein und verhafteten viele der männlichen Bewohner. Man munkelte, sie würden in Gefangenenlager gebracht. Auf behördliche Anordnung wurde Abrahams Schneiderladen im Erdgeschoss geschlossen. Auf dem rissigen Glas des Schaufensters klebte ein Plakat. Jemand hatte die Buchstaben auszukratzen versucht, aber sie waren noch lesbar: *Judenblut - Schweineblut!*

Die zwölfjährige Sonia begriff nicht, warum all das geschah. Sie ging noch zur Schule, die jüdischen Kinder waren jedoch bereits von den nichtjüdischen getrennt. Sie durfte mit ihren nichtjüdischen Freundinnen nicht mehr sprechen. An dem Tag, als ihre beste Freundin nicht mehr mit ihr reden wollte, kam Sonia weinend nach Hause gerannt.

»Warum, Mama, warum?«, schluchzte sie.

Malka suchte nach einer Antwort, aber sie begriff es ja selber nicht.

»Erinnerst du dich an die Purimgeschichte von Königin Esther und Haman?«, fragte sie Sonia und nahm sie in den Arm.

Das Mädchen nickte.

»Haman war der böse Ratgeber des Königs Ahasveros vor langer, langer Zeit, er trachtete allen Juden nach dem Leben. Der König verliebte sich jedoch in Esther, die ja Jüdin war und sehr schön, und nahm sie zur Frau und Königin. Dann nutzte Esther ihre Macht, um alle Juden zu retten.«

»Ja, ich weiß«, nickte Sonia.

»Also«, fuhr Malka fort, »heute gibt es einen bösen Mann, der genauso wie Haman ist. Er heißt Adolf Hitler. Er kann uns aber nichts tun, wenn wir tapfer sind und weise handeln. Wir müssen an unserem Glauben festhalten. Wir Juden sind ein von Gott erwähltes Volk. Wenn wir den Glauben an Gott nicht verlieren, wird Gott uns schützen.«

Malka küsste ihre Jüngste, stand auf und ging zum Klavier. »Komm, Lisele, arbeiten wir an ›Clair de Lune‹.« Lisa zog ein abgegriffenes Notenheft aus dem Stapel und setzte Debussys Meisterwerk auf das Notenpult.

»Mach kurz die Augen zu, ehe du anfängst. Wo siehst du dich?«

»Auf einer einsamen Insel mitten im Meer«, erwiderte Lisa ohne zu zögern.

»Darf ich auch mit?«, fiel Sonia ein und kniff die Augen zu.

»Aber natürlich«, antwortete die Mutter zärtlich.

Hellen Blicks schlug Lisa die Augen auf und legte die Finger auf die Tasten. Die Musik schimmerte wie Mondlicht, das auf den Wellen eines fernen Ozeans tanzt. Als Lisa von der Klaviatur aufblickte, sah sie, dass ihre Mutter die Augen geschlossen hatte und lächelte. Leise wiegte Malka den Kopf, vom Silberton ihrer Tochter gewiegt und fortgetragen.

Malka hatte ihren Mann gedrängt nicht auszugehen, er hatte jedoch nicht auf sie gehört. »Wenn du erwischt wirst,

was machen wir dann?«, hatte Malka gefleht. »Herr Stein, unser Nachbar, ist gestern Abend nicht zurückgekommen!«

»Ich kann nicht die ganze Zeit im Haus sitzen. Das macht mich verrückt!« Er hatte den Mantel genommen und war eilends gegangen, ohne seiner Frau in die Augen schauen zu können. Er war hinausgegangen auf die Straße, auf der es, seit man die Straßenlaternen zerschlagen hatte, stockdunkel war.

Zu später Stunde kam er zurück.

Lisa spitzte die Ohren, um Gesprächsfetzen der Eltern aufzufangen. »Wir müssen etwas tun, sofort. Die Gelegenheit kommt vielleicht nie wieder.«

Leise schlüpfte Lisa aus dem Bett und schlich in den Flur. Sie hörte die Worte *Holland* und *England*.

»Sie lassen die Juden nicht mehr aus Wien hinaus«, fuhr der Vater fort, »aber ein paar Bahntransporte mit Kindern sind genehmigt worden, jüdischen Kindern. Hunderte sind schon weg. Eltern kämpfen und flehen um einen Platz in den Zügen. Die Sache ist in aller Munde.«

»Kinder werden weggeschickt? Ohne ihre Eltern?« Malkas Stimme war schwach und verängstigt. »Wohin denn?«

»Nach England. Man organisiert jetzt Züge, um sie nach England zu bringen. Ich glaube, wir sollten das ins Auge fassen.«

»Ist dir klar, wovon du sprichst? Die Kinder wegschicken ohne uns? Ohne Mutter, ohne Vater?«

»Meine Cousine Dora und mein Cousin Sid leben in London. Das ist vielleicht die letzte Gelegenheit.«

»Die Lage wird sich wieder bessern, Abraham. Es kann doch nicht so schlimm bleiben. Wir müssen Vertrauen haben.«

»Malka, in der Kultusgemeinde geht alles drunter und drüber. Ich habe schreckliche Geschichten gehört. Ich kann

sie dir gar nicht erzählen. Bitte vertraue mir. Wir müssen es tun!«

»Aber selbst wenn wir wollten, wie soll das denn gehen?«

»Lass mich ausreden. Rothbard sagt, seine Frau will ihren Sohn unter keinen Umständen alleine fortlassen. Er glaubt, die Familie werde auf einem anderen Weg geschlossen hinauskommen. Ein solcher Weg steht uns nicht offen. Wir müssen den Familienzusammenhalt aufgeben. Rothbard will uns den Zugplatz seines Sohnes überlassen.«

Bestürzt und angstvoll holte Malka tief Luft. »Du verlangst von mir, meine beiden Töchter fortzuschicken?«

»Malka, du musst mir zuhören. Er hat nur einen einzigen Platz für ein einziges Kind. Wir müssen Lisa oder Sonia schicken ... Rosie ist über achtzehn. Sie kommt nicht mehr infrage.« Abrahams Stimme versagte fast.

Lisa hörte, wie ihre Mutter anfang zu weinen.

»Wie brächten wir das übers Herz? Wie könnten wir es ertragen?«

»Eine unserer Töchter können wir in Sicherheit bringen«, drängte Abraham. »Sobald es dann geht, schicken wir die anderen nach ...«

»So weit kann es doch noch nicht sein, so weit noch nicht«, flüsterte Malka ungläubig.

Lisa hörte Schritte, dann kam ihre Mutter aus der Küche. Traurig lächelte Malka ihre Tochter an. »Geh wieder ins Bett, mein Schatz. Geh ins Bett.«

Lisa küsste ihre Mutter auf die Wange und ging zurück ins Schlafzimmer, wo Sonia friedlich neben ihren Stoffpuppen schlief. Lisa starrte ihre Schwester an und fragte sich, auf wen die Wahl wohl fallen würde.